

Gerhard Falkner

Gerhard Falkner, geboren am 15.3.1951, verbrachte Kindheit und Jugend in Franken, zunächst in ländlicher Umgebung, später in Nürnberg. Nach einer Ausbildung als Buchhändler arbeitete Falkner zeitweilig in einem Londoner Antiquariat, danach in einer Nürnberger Buchhandlung. Seit Mitte der siebziger Jahre veröffentlichte Falkner Gedichte in kunstorientierten Zeitschriften; in Zusammenarbeit mit Johann Lorbeer, Horst Münch, Nora Matocza, A.R. Penck u.a. entstanden Künstlerbücher. Die Entwicklung des lyrischen Werks vollzog sich in den achtziger Jahren in enger Berührung mit den Malern und in großer Distanz zum Literaturbetrieb. Ein siebenmonatiger Arbeitsaufenthalt in New York, im Rahmen eines Städteförderpreises, bildete 1981 den Auftakt zu einer Reihe von Auslandsbesuchen. Nach der Rückkehr aus New York erhielt der Autor mehrere Stipendien, die ihn 1983 nach Berlin, 1985 nach Amsterdam und 1986 nach Rom führten. 1990 reiste er längere Zeit durch die Vereinigten Staaten, mit Aufenthalten in San Francisco, Chicago und New York. In den 1990er Jahren arbeitete er als Übersetzer von Gedichten und Romanen aus dem englischen Sprachraum und machte sich einen Namen als Kurator von wichtigen Literaturveranstaltungen (u.a. mit J. Ashbery) und Herausgeber von repräsentativen Anthologien mit amerikanischer und ungarischer Lyrik. 2003 war er Stadtschreiber von Rheinsberg, 2012 hatte er ein Aufenthaltsstipendium in Istanbul, 2014 in Los Angeles inne. 2015 Aufenthaltsstipendium im Künstlerhaus Edenkoben.

* 15. März 1951

von Erk Grimm

Preise

Preise: Städteförderpreis New York, Deutsches Haus (1981); Staatlicher Förderungspreis für junge Schriftstellerinnen und Schriftsteller, Bayern (1987); Stipendium auf Schloß Wiepersdorf (1998); Dr. Manfred Jahrmarkt-Ehregabe (2004); Spycher: Literaturpreis Leuk (2006) zusammen mit Gilles Rozier; Kranichsteiner Literaturpreis (2008); Peter-Huchel-Preis (2009); Preis der Stadt Nürnberg (2010); Wolfram-von-Eschenbach-Preis (2014).

Essay

Kaum ein westdeutscher Lyriker der achtziger Jahre ist mit dem Anspruch auf Stilhöhe und die existenzielle Auffassung seines Schreibens so ernsthaft und vehement hervorgetreten wie Gerhard Falkner. Zugleich nahm er eine extreme Haltung der Abkehr von aller Öffentlichkeit ein. Der Zugang zu seinem schwierigen sprachkritischen Werk lässt sich durch die Kenntnis der poetischen Techniken gewinnen, wie der Autor selbst andeutete: „Die Kunst hat nur ein Geheimnis, das ist die Grammatik.“

1. Gerhard Falkners Lyrik basiert auf einer Verfahrensweise, die nicht nur tradierte Genreformen transformiert, sondern vor allem kleine

bedeutungsdifferenzierende Wortelemente für ambigüe sinntragende Klangfiguren nutzt (Metaplasmus, Paronomasie).

2. Fremdsprachliche Vokabeln dienen als versteckte Codierung für ungewöhnliche Wortkombinationen und binden die scheinbar frei assoziierende Verknüpfung an Übersetzungsmuster.

3. In Form des Centos, der Pastiche und des gnomischen Mottos werden historische Zitate und Gedichtzeilen miteinander kontaminiert und den genannten Prozeduren unterzogen.

Das Stilideal ist das bedeutungsreiche Formfragment mit einem durch Pathos und zynische Ironie gebrochenen Klassizitätsanspruch.

Das Debütwerk „so beginnen am körper die tage“ (1981) vereint Gedichte und poetische Reflexionen, die in Form pointierter Notate eine Invektive gegen die fotorealistische Alltagspoesie und *arte povera* der siebziger Jahre darstellen und dafür ein vernichtendes Pathos aufbieten. Schon die erste Gedichtveröffentlichung des Lyrikers in einer Zeitschrift trug den bezeichnenden Titel „gegen brinkmann“. Das beherrschende Thema des Lyrikbandes, mit dem Gerhard Falkner erstes Aufsehen in den Feuilletons erregte, ist das melancholische Registrieren des Natur- und Heimatverlusts. Es ist das Ich in der Gestalt des Expatriierten, vorgeprägt von Rilke, Perse, Cioran, das sich vertraulich ausspricht. Nicht larmoyant, eher als erstaunte Frage. „so beginnen am körper die tage; / zart / wie ein ausgeblasenes grau auf den / augen“ hebt das Titelgedicht in leiser Anspielung auf Ernst Jüngers Bestimmung des Augensinns an. Das Aufschrecken des Verstandes, begleitet von den Empfindungen unüberwindbarer Überreiztheit des Körpers, bestimmt die zwiespältige Grundhaltung des Individuums. Das frühe Werk unterscheidet sich darin von der Betroffenheitslyrik einer „Neuen Subjektivität“, die dem wachen Augenblick, der unvermittelten Authentizität, noch unbeschränkte Aussagekraft zumaß. Das pathografische Element jener Lyrik ist in den unbedingten Willen zur Kraft und Agilität umgeschlagen. Immer wieder umschreiben die Gedichte, was sich halbblind am (männlichen) Körper erspüren lässt, die Wunden und die Begierden; die somatischen Äußerungen stellen dem lyrischen Ich die genauesten Indikatoren für die Außenwelt dar. Die Form für diese reduzierte Erfahrung bloßer Reizeindrücke und widersprüchlicher Empfindungen ist das sprachliche Kippbild, Wortprägungen wie z.B. „leichtwasser; wolken“.

Das Zarte, Leichte und Angenehme, das im gemeinen Sprachgebrauch dem Genußbereich zukommt, sei es in der Musik, im Essen von Feigen oder Schattenmorellen, verkehrt sich zur Schwere des Todes („süße und schatten“), die es anzunehmen gilt: „wogegen ich nicht schweigen kann, / dagegen laßt mich singen“, heißt es im Gegensinne Wittgensteins. Die Weisen unserer zeitgenössischen Kommunikation werden in Wendungen wie „klopfzeichen in sternschädeln“ oder „das ende der kabeltrommeln“ gekennzeichnet und akzentuieren wortspielerisch die Beziehung zwischen Vokabel und Glasfaserkabel.

Ein konstantes Denkmotiv ist die Stellungnahme zur Gegenwartskultur. In den „aufzeichnungen aus einem kalten vierteljahr“, dem Manifest am Ende des Bandes, ist von der „Selbstgefährdung, in die auskultierende Lyrik führt“ die

Rede. Der Lyriker bezieht eindeutig Position gegen die Auffassung der „unmittelbaren Brauchbarkeit“ von Literatur und plädiert für die „gekünstelte Sprache“, weil der „Wahrscheinlichkeit unserer Gesellschaft“ ohnehin nicht beizukommen sei. Der Wille zur Form beinhaltet zweierlei: die Imaginationskraft und die Anstrengung zur Meisterschaft. Die Sprache arbeitet mit dem Moment der Flüchtigkeit, denn die gedankliche Vollendung ist nicht beabsichtigt: „Ich gebe zu, daß die Bilder heftig sind, daß ich einen Gedanken oft nur aufgreife, um ihn an einer Form aufzuschlagen.“ Der fadenscheinigen Wahrheit sei nicht beizukommen, denn die moderne Gesellschaft fabriziere Fiktionen, ideologische Konstrukte, um die paralysierenden Effekte der absurden Existenz zu verschleiern. Gerhard Falkner präsentiert sich als ein ‚angry young man‘: „Was du ererbt von deinen Vätern, verdirb es, um es zu vernichten.“ Baudelaire, Eliot, George, Hölderlin, Neruda, Pound, Trakl, u.a. zählen zu diesem lyrischen Nachlaß.

Der zweite, heterogener strukturierte Band, „der atem unter der erde“ (1984), teilt sich in sechs größere Gedichtblöcke mit einleitenden Motti auf, welche den existenzkritischen Äußerungen künstlerisch-sensitiver Außenseiter und Ästhetiker (z.B. Adorno, Bob Dylan) verbunden sind; dazwischen sind Einzel-Gedichte („die tankstellen“; „judenliedchen“; „intermundium oder wissen ist melancholie“) eingelagert, zudem ein Abschnitt zur Lebensgeschichte des schreibenden Häftlings J.H.Abbott. Diese im lyrischen Werk isoliert stehende Biographie verdeutlicht die Bezüge zum US-amerikanischen (Sprach-) Raum, insbesondere zu Burroughs, Ginsberg, Ferlinghetti. Die politisch-ästhetischen Erfahrungsmuster der Sechziger-Jahre-Generation schwingen in den Gedichten zwar noch mit, sie sind allerdings durch sprachkritische Behandlung in eine anspruchsvolle, hochsinnliche Form gebracht, die aus dem Vokabular der Jahreszeiten, der Apperzeption und der Sexualität schöpft. Die geistige Haltung hat sich im Vergleich zur vorhergehenden Veröffentlichung nach außen gewendet und damit das trübe Verhältnis zum Naturverlust in neuen Umgebungen erfrischt. Thematisch ist die Auseinandersetzung mit Landschaften und Städten, mit Begierde und Gewalt bestimmend; ökologisches Bewußtsein, Auseinandersetzung mit der nationalen und regionalen Identität, Empathie für den Randgänger treten in einzelnen Gedichten besonders hervor. Die Negativität ergießt sich nicht in Gesellschaftskritik, sondern in Leitbegriffen der subjektiven Befindlichkeit wie „irrsinn, angst, trauer, violence, melancholie“. Eine scharfzüngige Katerstimmung bestimmt den Tonfall; der Befindlichkeit des Körpers kommt eine maßgebliche Bedeutung für die Artikulation von Subjektzuständen zu, eine Tendenz, die allgemein auch für die Prosa der achtziger Jahre gilt (Hubert Winkels: „Die Literatur der achtziger Jahre“, Köln 1988).

Das nachfolgende Werk „Berlin. Eisenherzbriefe“ (1986) ist wie Paul Nizons „Canto“ oder R.D.Brinkmanns „Rom. Blicke“ der literarische Niederschlag eines Stipendienaufenthalts. Es ist die Wende von der Reinform Gedicht zu einer Mischung der Textsorten. Eine Gedichtserie „hilde der nacht“, die Minierzählungen „diotima ohne wiederkehr“ oder „die fraunhoferschen linien“ sind lose eingelagert in den äußeren Rahmen der Aus- und Ansprache an einen nicht in Erscheinung tretenden Brieffreund in New York. Motivisch besteht eine unterschwellige Affinität zur Thanatophilie von „Canto“, während Brinkmanns Schnapschußnotizen die formale Antithese der „Eisenherzbriefe“ bilden: „Da biste falsch, Rolf“, heißt es darin. Die Motive dieser eruptiven und zugleich melancholischen Assemblage sind: Geistes- und Körperzustände, Einsamkeit,

momenthafte, verdinglichende Zweisamkeit. Berlin tritt nicht wie in der Moderne (Hessel, Benjamin, Goll) als schockierender Erlebnisraum hervor, sondern ist ein stiller Friedhof der Sehnsucht und des Getriebenseins. Eine Vielzahl von Einflüssen läßt sich für das aphoristische, epistolarische Werk anführen, welches keiner Traditionslinie definitiv zuzuordnen ist. Adornos Reflexionen und die weimarischen Xenien, Schillers ästhetische Briefe und Novalis' Fragmente sind ebenso zu nennen wie Bezüge zu Barthes, Baudelaire, Baudrillard, Cioran, Heidegger, Kafka, Nietzsche, Pavese und Rilke. Scharfzüngig ist hingegen die Kritik am mangelnden Sprach- und Denkvermögen zeitgenössischer Autoren: „Neue deutsche Literatur zu lesen ist der gleiche Unfug wie italienische Schuhe zu kaufen. Das hält ja alles bloß ein paar Monate.“ Die Dinge erscheinen als flüchtig, weil sie dem hektischen Äquivalententausch und dem raschen Veraltern ausgesetzt sind, während das Ich dem biologischen Zwang unterliegt, Reize zu registrieren. Seelische Gelassenheit, als eine rein geistige Aufmerksamkeit des Individuums, erweist sich infolge eigener Triebe und der wuchernden Realität als unmöglich. Der Zeitverlauf von vier Monaten ist keine Folie für eine konsistente und psychisch durchlebte ‚Geschichte‘, sondern eher eine abstrakte chronometrische Bezugsgröße. Diese bildet den Rahmen für das eigentliche Thema des Buches, nämlich Herr der Sprache und des Körpers zu werden. Zynische Haltung und Stil verbürgen die Autorschaft angesichts der proteushaften Wandlung der Textformen.

Das Werk negiert die fiktionale, optisch homogene Form, die in Texten wie Bodo Morshäusers „Berliner Simulation“ auftritt, in denen der Augenmensch, die „Kamera mit offenem Verschluss“, eine bündige Handlung erzählt. Signifikante Elemente der Literatur der achtziger Jahre treten auf: die Polis als Ort der Beschleunigung (Virilio), das Regiment der gewalttätigen Libido über den Körper (Bataille), der (a-)symbolische Tausch (Baudrillard) und die avancierte Kommunikationstechnologie. Von den fröhlich-unterhaltsamen Varianten der Postmoderne trennt Gerhard Falkner die esoterische, elitäre Stilhöhe und die sich darin verbergende ernste Absicht zur existenziellen Selbstbestimmung im Medium Schrift. Die kalte, zynische Beschau, wie sie Hass oder Bitterkeit hervorbringen, scheint die einzig mögliche Haltung zur Außenwelt. Neben dem Bild bleibt immer der Anspruch auf die sinnträchtige Formulierung als selbstreferenzielle Vermittlungsform des Geistigen bestehen. Die Fixierung auf die Schrift trennt Gerhard Falkner von den Lautpoeten Jandl, Pastior oder auch Paul Wühr, in deren Wortspiellyrik mehr der Aspekt des Vortrags gewichtet ist.

Mit der Gedichtsammlung „wemut“ (1989) schloss der Autor sein lyrisches Werk ohne nähere Begründung ab („Eine Existenz erlöst sich vom Gedicht“). Rezensenten warfen ihm Hochmut und Manierismus vor, setzen ihn sogar dem Verdacht einer marktgerechten Inszenierung des Endes aus (Ursula Krechel). Wenige Kritiker (z.B. Michael Maar) untersuchten indes die individuelle Grammatik der Schrift, welche die nun teilweise zu lyrischen Kleintexten angewachsenen Poeme strukturiert. Ihr dominantes Thema ist die Sprache im kybernetischen Zeitalter. Der abstrakte, komplizierte Eindruck rührt vielfach vom Aufbrechen der Form her, erkennbar an Überschriften wie „materie“, „parataxis auf brentano“, „gedichtbau & normalzeit“, und an den nach außen gewendeten Strukturierungsregeln: „aus den augen und ohren der welt / bluten die liebenden, i streichen“. Die irritierende Technik des Herauslösens und der Transplantation von Buchstaben offenbart sich im Titel: „wemut“

entspricht „we, mute / Wehmut / Wermut.“ Der silbenvertauschende Tristan ist, ähnlich wie für den Poststrukturalismus, die Galionsfigur des „gebrochenen deutsch“, des „wortbruchs“, der „elenden kryptik“, aber auch der Liebe: „mit dem herzen tristans / ergriff ich ihre augen“. Zwischen die begehrenden Körper tritt die Sprache, welche Existenz nur symbolisch, als Form, ausdrücken kann. „wemut“ problematisiert diese Relation in vielen Variationen, bis hin zu einer dekonstruktiven Lyrik („materien“), die mit Wortrümpfen und mehreren Kolumnen arbeitet.

Nach dem Band „wemut“ hat Gerhard Falkner zwar keine selbständigen Gedichtbände veröffentlicht, aber seine eigene Stellung zum Literaturbetrieb durch essayistische Reflexionen und durch den Gedankenaustausch mit anderen Autoren seiner Generation weiter definiert. Nach 1989 ist in Zusammenarbeit mit Lyrikern aus Ost (Durs Grünbein, Sascha Anderson, Stefan Döring) und West (Thomas Kling, Peter Waterhouse) ein erster Entwurf zu einer Poetik des nachmodernen Gedichts entstanden. In seinem Beitrag „von der poesie“ zu dem Gemeinschaftsband „Proë“ (1992) stellt Falkner unzeitgemäße Betrachtungen über den Ausdruckswert der Dichtung im Informationszeitalter an. Entgegen dem berechenbaren Erfolg der Massenmedien setze das Gedicht auf die „Erschütterung des Einzelnen“ und bewege sich somit in einem Raum jenseits der „gültigen Belohnungszusammenhänge“ der Gesellschaft. Diese Verteidigung der Lyrik als bedrohte Gattung auf dem Literaturmarkt bereitet das umfangreiche Manifest „Über den Unwert des Gedichts“ (1993) vor, das heftig gegen den Wirklichkeits- und Kulturverlust im kapitalistischen System polemisiert.

Nach außen hin stellen sich die Überlegungen als ein geschlossenes und klar strukturiertes System aus drei Abteilungen dar. Doch schon der lange Anhang aus Nachwort und Texterläuterung, Gedichten und einer Liste von „Redundanzen“, die in einer ironischen Geste die Leitsätze des Werks als Werbe-Slogans wiederholen, macht deutlich, dass es sich nicht um einen logisch voranschreitenden *tractatus poeticus* handelt. Vielmehr wird in längeren, kompliziert formulierten Absätzen oder auch nur in lapidaren Einzeilern die Grundidee von der Bedrohung des Inneren von Gedicht, Dichter und Leser aus ständig wechselnden Blickwinkeln beleuchtet. Während die „Fragmente und Reflexionen“ in Teil 1 und 3 auf die Rettung des „inneren Erlebens“ im Individuum Bezug nehmen und den Verlust von Wirklichkeit thematisieren, wird im homogenen Mittelteil die „Entgegnung“ des Lesers gefordert, der in der Lyrik das Eigene heraushören und in ein „Mikroklima aus Begeisterung und Sehnsucht“ eintauchen soll. Da in dem expandierenden System der kommerziellen Massenmedien Umgangsformen und Affekte einer anderen Zeit wie „Herzensgüte“, „Noblesse“, „Ergriffenheit“ oder „Sentimentalität“ verloren gingen, wirke der Dichter in seinem Beharren auf dem Exaltierten lächerlich. Diese Auffassung von der „Misere des Dichters“ und seiner Verbannung in ein „Kulturgehege“ wird mit dem Vorwurf gegen den „technischen Faschismus“ einer Konsumgesellschaft verquickt. Am Ende dieses Abschnitts schließt sich der Kreis von Überlegungen und intensiviert den eingangs formulierten Kerngedanken von der Poesie als einer andeutenden, begehrenden, rhythmischen Sprache gegen die „geführte“ Sprache, wie sie in Talkshows, Werbung, Telefongesprächen gesprochen werde. Durch den Amüsier- und Informationsbetrieb des globalen Mediensystems werde das Gedicht vollkommen wertlos und unwichtig. Da es eine „höhere Wirklichkeitsauflösung“ als die pragmatische und

programmatische Sprache der Massenmedien besitze, könne es seismografisch auf die „kulturelle Tragödie“ einer technokratischen Gesellschaft reagieren, die Demokratie, Information und Wissenschaft nur noch dem Kapital unterstelle.

Es gehört zu den Strategien der Poetik Gerhard Falkners, dass sich die Polemik einerseits auf die konkreten gesellschaftlichen Verhältnisse des 20. Jahrhunderts bezieht, dass sie andererseits aber das Gedicht literaturhistorisch weitgehend unbestimmt lässt. Wie Botho Strauß in „Beginnlosigkeit“ erkennt Falkner in der postindustriellen Gesellschaft totalitäre Züge, die sich in der Zerstörung des sinnlichen Menschen zeigten. Das emphatische Bekenntnis zur Individualität wird auf die Entzauberung bezogen. Ein mythischer Begriff von Gott, von Natur soll die Idee vom Unvorstellbaren und Ekstatischen retten, um so der Ahnung neue Bedeutung zu geben. Falkners kulturpessimistische Überlegungen kommen zu einem Befund, dessen Nähe zu Hilde Domins „Wozu Lyrik heute“ (1971) der Literaturwissenschaftler Neil H. Donahue in seiner gewissenhaft recherchierten Monografie „Voice and Void“ herausgestellt hat. Das „Poetische“ ist selbst Metapher für einen gefährdeten Bezirk des Inneren, der sich unabhängig vom Mediensystem auf eine mentale Disposition bezieht, die in so unterschiedlichen Autoren wie Mörike, George, Rilke und Celan ihre Wahlverwandten findet.

Nach Abschluss der Arbeit an „Unwert“ erschien eine Reihe von Werken, die eine Neuorientierung des Lyrikers anzeigen. Der Gedichtband „X-te Person Einzahl“ (1996) stellt nicht nur eine Auswahl der vergriffenen Bände dar, sondern nimmt auch 35 bisher unveröffentlichte und verstreut erschienene Gedichte auf, die den Weg vom „sprachsperrbezirk“ (in „wemut“) zu einfacheren Bauformen, nämlich „Brot und Strophen“, sozusagen der Grundnahrung des Dichters, beschreiben. Gegen Ende der neunziger Jahre hielt Falkner zum ersten Mal öffentliche Lesungen und nahm an Lyrikveranstaltungen teil. Die existenzschädigende Isolation vom Literaturbetrieb fand zwar damit ihr Ende, doch sie leitete nun einen Wechsel des Genres ein. 1998 erschienen gleich zwei Lesedramen, wovon eines 1999 beim Berliner Stückemarkt vorgetragen und von der Kritik recht positiv aufgenommen wurde.

Das Stück „Der Quälmeister“, das im Untertitel „nachbürgerliches Trauerspiel“ ironisch auf den historischen Abstand zum Theater als Bildungsanstalt aufmerksam macht, handelt von einem Beziehungsgeflecht zwischen Mathilde und ihren Verehrern. Richard, ein „Luststreuner“, ist der grausame „Quälmeister“, der Mathilde mit seinen zynischen und ordinären Sprüchen drangsaliert. Er ist es auch, der seine brillanten Sprachmanöver und das Verhalten anderer auf einen prägenden Mutterhass zurückführt. Angesichts dieser frühkindlichen Prägung, einer Art Vorbestimmung des späteren Lebens, sind die *dramatis personae* mit dem Problem konfrontiert, wie zwischenmenschliches Glück in einer Liebesgemeinschaft überhaupt noch möglich ist.

Falkners Stück ist *metafiktional*: Die Personen wissen von ihrer Existenz als Kunstfiguren in diesem „Theater der Geschmacklosigkeit“, wo das Ordinaire gegen das Blasierte aufgefahren wird. Das Erkennen des Anderen und das Selbstverkennen der eigenen Person wird auf den archetypischen Konflikt von

Sohn und Mutter zurückgeführt. Um noch einmal eine Parallele zu Botho Strauß zu ziehen: Wie in „Die Zeit und das Zimmer“ geht es um die Frage, ob es für tragische Gestalten wie Medea noch Raum gebe.

Die „deklamatorische Farce“ „Alte Helden“ führt die alten Herren Samuel Beckett und Thomas Bernhard in einem Seniorenheim zusammen. In den kargen Dialogen zwischen Sam und Thom wird deutlich, dass die beiden greisen Erfolgsautoren ihren eigenen Figuren zum Verwechseln ähnlich geworden sind. Ihre subalternen Geschöpfe Reuschl und Knock (dem Mediziner Jules Romains verwandt) sind lediglich Versuchspersonen, die unter der Knute ihrer Herren stehen und denen alles Glück und alle Lust genommen werden. Wie der Direktor des Seniorenheims stellen beide Dramatiker nur noch Prozesse dar, ohne die Motivationen ihres Handelns zu befragen. So bleibt die sinnlose ontologische Frage „Was ist es“ ebenso Anlass wie Ziel der Farce.

Schon in dem Essay „Über den Unwert“ wurde der Verlust des Ekstatischen in der Postmoderne auf die Bernhard'sche Prosa zurückbezogen, da auf deren Mühlstein die Ausdruckskraft verloren gegangen sei. Der dritte Versuch, sich dieser Thematik des Verlusts einer älteren bürgerlichen Gefühlskultur zu nähern, stellt Falkners Zusammenarbeit mit dem Nürnberger Komponisten Stefan Hippe dar, für dessen Oper er ein Libretto verfasste. Diese „Oper der verbrauchten Sprachen“ mit dem verspielten Titel „A Lady Di es“ soll nach Aussage des Komponisten einen postmodernen Ästhetik-Anspruch verkörpern, wohingegen für den Librettisten die Rückbindung an die Tradition, nämlich an Goethes „Faust“, im Vordergrund steht. Der Autor lieferte demnach kein Dokumentar- oder gar Boulevardstück zum spektakulären Unfalltod der englischen Prinzessin Diana. Vielmehr handelt es sich um ein „grausames Märchen“, um die groteske TV-Inszenierung einer Hetzjagd à la Chabrol, die das Opfer vor aller Augen in einer perversen „reality-show“ zur Strecke bringt.

Die drei kleinbürgerlichen Hauptfiguren dieser kurzen Oper sind Fans der Prinzessin, die sich in einem Friseursalon unterhalten und von dem Medienspektakel erfahren. Ihnen gegenüber stehen die Reporter, die wirkungsvoll den Fluss der Tränen und des Geldes in Gang setzten. Für die Paparazzi als moderne Kopffjäger ist die Prinzessin „nur das, was sie durch uns ist, / die Seite Eins, die Sensation“ – ein Konstrukt der Medien. Falkner gibt dieser Skandalgeschichte Tiefenwirkung, indem er Diana gar nicht erst auf die Bühne stellt, sondern lediglich als kitschiges Bild des Schönen und Guten (eine Jeff-Koons-Skulptur) präsentiert und dessen Wirkung auf das bürgerliche Gemüt anhand seiner drei Figuren im Friseursalon auslotet. Zwar ist „wer vor der Kamera stirbt / ... nicht aus Fleisch und Blut“, doch der Tod Dianas hinterlässt einen derartig mächtigen Eindruck, dass die ältere Dame Rosalie nicht einmal den schweren Unfall ihrer eigenen Nichte zu registrieren vermag.

Der Wechsel zu der Gattung Drama zeigt an, wie sehr sich der Autor im Verlauf der neunziger Jahre der literarischen Öffentlichkeit angenähert hat, ohne allerdings Kompromisse einzugehen. So blieb Falkners unerbittliche Abneigung gegen populistische Tendenzen der Gegenwartskultur auch in seinem dramatischen Werk erhalten. Die Oper wurde von der Musik- und Literaturkritik eher verhalten aufgenommen; bemängelt wurden dramaturgische Schwächen und eine Unentschiedenheit, was die Umsetzung des Stoffes betreffe; die Oper sei weder eine Satire, noch finde ein

einfühlsames „Ernstnehmen der Personen“ (J.M. Koch) statt. Seinem existenziellen Anliegen und einer Vorliebe für poetische Polyvalenzen ist Gerhard Falkner in dem Libretto trotz des populären Stoffes und eines schnittigen, singbaren Konversationsstils treu geblieben. Die sich häufenden Berührungen mit dem Kulturbetrieb erleichterten die Bestimmung der eigenen poetologischen Position. Nach wie vor sind die souverän eingesetzten Verfahren und Tonlagen völlig eigenständig und unbeeindruckt von modischen Strömungen. Dennoch lassen sich, stärker noch als in dem Band „wemut“, deutlich die Berührungspunkte und Auseinandersetzungen mit der Gegenwartslyrik aufzeigen, wie sich im Vergleich zu Raoul Schrott und anderen Autoren zeigen lässt. Vor allem aber verweist die Hinwendung zu aktuellen Debatten um Gentechnologie, Neue Medien und die nationale Identität darauf, wie sehr Falkner am kritischen Potential des Gedichts und seiner seismografischen Funktion festhält, womit er sich in eine Gegenposition zur „Neuen Leichtigkeit“ der Pop-Fraktion und des Rap- und Ravevortrags begibt.

Im Herbst 2000 überraschte Falkner seine Leserschaft mit der Veröffentlichung von „Endogene Gedichte“. Im Nachwort zu diesem „Grundbuch“ (Untertitel) zieht er die in „wemut“ ausgesprochene Ankündigung zurück, keinen Gedichtband mehr zu veröffentlichen. In einer verblüffend direkten Stellungnahme konzediert er seinen „Fehler“, bezieht diesen aber auf die Unwägbarkeiten im Literaturbetrieb, denn die damalige riskante Proklamation sei unversehens in „eine Art trademark“ verwandelt worden. Eine „veränderte poetische Auffassung“ resultiere nun aus der Einsicht in die Gesetzmäßigkeiten der „event-Kultur“. Gegen den Drang einer Mediengesellschaft zur völligen Vereinnahmung des Persönlichen hofft Falkner, mit seinen „reinen und klaren Verdichtungen“ ein deutliches Signal des Protests gegen das „Schaustellergewerbe“ des Literaturbetriebs zu setzen. Die neue Auffassung ist allerdings nicht auf Anhieb erkennbar. Sowohl in seinem Plädoyer für eine polyphone und kontemplative Lyrik als auch in der Gesamtkonzeption des Bandes setzt Falkner durchaus an der programmatischen Vielstimmigkeit von „wemut“ an. Die eigentliche Veränderung betrifft die Abkehr vom Gestus der kosmopolitischen Welterkundung, wie er in „wemut“ vorherrschte. Das polyglotte Verweissystem, das den Gedanken von einer „Weltsprache der modernen Lyrik“ (Horst Bienek) aus den sechziger Jahren wachrief, ist zurückgedrängt zugunsten einer Auslotung der deutschen Identität nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten.

In mehr als neunzig Gedichten, streng nach drei Rubriken unterteilt, wird das Wechselspiel von Eros und Thanatos in einer artifiziellen, von Genforschung, Xenophobie und einer „Informationskloake“ bestimmten Welt thematisiert. Die Gliederung des Bandes spielt auf eine Heil- und Verwahranstalt an, da einer „offenen Abteilung“ die „geschlossene“ Abteilung folgt, die wiederum von einem „Archiv“ ergänzt wird. Im Übergang von einem Textblock zum nächsten stellen Querverweise und Anspielungen die Verbindung zum Schicksal von leidenden Dichtern des frühen 19. Jahrhunderts, womit die Sprachwerdung des modernen Subjekts in einen größeren geistes- und sozialgeschichtlichen Kontext gerückt wird. Die ersten beiden Abteilungen, deren Gedichte die strikte Trennung von „offen“ und „geschlossen“ mittels gezielter Redundanzen ständig unterwandern, evozieren Szenen in fränkischen Landschaften und in Hotels europäischer Städte. Obgleich der poetische Grundwortschatz einer prägnanten Naturbeschreibung äußerst sinnliche

Bilder von Frühjahr und Sommer schafft, gleicht die Natur doch nur einer Leinwand, oder sie versinkt in trügerischen Bildern von der Vergangenheit. Die Aussagen über die Außenwelt sind durchweg von Skepsis bestimmt; sie entsprechen der leitenden Idee, dass das Reale „endogenen“ Ursprungs sei. Jedoch wird damit keineswegs die berüchtigte deutsche „Innerlichkeit“ als Quelle der Dichtung umschrieben, vielmehr scheinen die Imaginationskräfte des Ich aus physiologischen Prozessen und der direkten Konfrontation mit der Umwelt zu erwachsen. Dieser erkenntniskritische Zugang zur Außenwelt mündet in die Einsicht von der grundsätzlichen „Unfaßlichkeit des Jetzt“. Daher das Bedürfnis nach Transzendenz und die elementare Sorge um das Dasein, welche über Lust und Hunger hinausgehen und damit den Einspruch gegen die rasche Bedürfnisbefriedigung in der „Belustigungswelt“ erlauben. Im dritten, untergründigen Trakt, dem „Archiv“, erschließen sich schließlich in Makropoemen wie „ach; der tisch“ die dichterischen Grundsubstanzen, zum Beispiel das Brot, das gegenüber den Genen noch Trakl’sche Symbolkraft besitzt und daher dem naturwissenschaftlichen Wahn von der völligen Zerlegbarkeit und Reproduzierbarkeit des Lebens widersteht. Die poetische Konzentration auf das Einzelwort schließt eine bewusste Aktualisierung und zugleich Abhebung vom ausufernden und umgangssprachlichen „langen Gedicht“ der sechziger Jahre ein. Überhaupt sollen die „Endogenen Gedichte“ Souveränität in der Handhabung der Stilmittel demonstrieren. Die Vielfalt an Verfahren in den drei Abteilungen ist erstaunlich: Sie umfasst ein Komma-Gedicht im Stil der Konkreten Poesie ebenso wie ironisch demontierten Hiphop-Sprechgesang, glatt gereimte Siebenzeiler oder sperrige Gebilde aus zertrümmerten Worten. Neben neo-experimentellen Texturen wie „N VIII“ (gesprochen: Nacht) finden sich überzeugend eingesetzte klassische Bilder von Orpheus und Eurydike.

Der Band wurde von Kritikern wie Kurt Drawert als ein erfolgreiches Scheitern der „Rhetorik des Schweigens“ begrüßt. Das Lob des Dichterkollegen galt vor allem Falkners explosiver Phantasie, die sich mit dem „Rekurs auf die großen literarischen Traditionen“ vereine. In der Tat bezieht sich der Lyriker auf eine Reihe von vor- und nachmodernen Autoren, doch das Verhältnis zur Tradition ist immer gespalten: Die poetische Überlieferung wird sowohl aufgegriffen wie angegriffen. Beispielsweise stellt Falkner in einzelnen Texturen deren optische Gestaltung auffällig heraus, freilich nicht, um geschichtsvergessen die Konkrete Poesie zu aktualisieren. Vielmehr verweisen einige der „Endogenen Gedichte“ gerade deswegen auf das visuelle Design, um sich von den mechanischen Rap-Sprechweisen der jüngsten Lyrik und dem Kult um „Oralität“ abzusetzen. Auch die offenkundigen Rückbezüge auf die Romantik (z.B. „Des Knaben Wunderhorn“) sind keineswegs ausschließlich auf Traditionsbewusstsein und rein ästhetische Präferenzen zu beziehen. Wohl zeichnet sich hier eine formbewusste Vergegenwärtigung des Lieds und des Märchens ab, doch bedeutet der Rekurs in thematischer Hinsicht eine Replik auf die nach der Wende beschworene *selbstbewusste Nation* und eine imaginierte *multikulturelle Gesellschaft*. In provokativen Gedichten wie „Denkmal“ wird die Identität des Ich sowohl auf die Darstellung eines Kriegers mit zerbrochenem Schwert als auch auf den davorliegenden Brunnen und dessen Wasserstrahl bezogen. So entfaltet sich die sprudelnde dichterische Kreativität beziehungsweise Virilität des Ich vor einem „deutschen Hintergrund“, der Quelle und Qual bedeutet. Andere Gedichte gehen dem grundlosen „Weltschmerz“ als dem „alten Schulterschuß von Ach und Umsonst“ in der Geschichte der deutschsprachigen Lyrik nach. Hinzuzudenken

wäre aus der Perspektive des späten 20. Jahrhunderts eine andere, eine abgründige Erinnerung, die „den leisen, den deutschen, den schmerzlichen Reim“ (Paul Celan) hervorbringt. Es wäre ein Gedenken, das im „Ach“ immer auch den Verlust des „Daheim“ zur Sprache brächte. In den „Endogenen Gedichten“ verläuft die poetische Erinnerungsarbeit gleichsam in einer doppelten Schleife; während Novalis, Hölderlin und Kleist ganz explizit den Weg markieren, bleiben die Hinweise auf die Nachwirkung der Modernisten Benn und Celan – vor allem aber deren unversöhnbare Gegensätzlichkeit – weitgehend hinter den Bezugsfiguren des 19. Jahrhunderts verborgen. Hingegen wird an den „Romantikern“ eine Schmerzempfindlichkeit abgelesen, die sich in einem geschichtslosen Raum, dem „weiten Felde der Posthistoire“, verliert. Diesen lähmenden Zustand der Kristallisation von Zeit bezieht Gerhard Falkner jenseits der historischen Großereignisse auf psychische Konflikte, die in der „bleiernen festung hirn“ lebenslänglich durchexerziert werden. Im Sinne von Paul Celan bleibt das Datum, das sich Falkners „Endogenen Gedichten“ einschreibt, ausschließlich auf Urszenen der Lebensgeschichte bezogen, die sich endlos wiederholen, auch über die Zeiten hinweg, wie aus einem Gedicht zu entnehmen ist, das doppeldeutig einen Kalendereintrag von Novalis aufnimmt: „er blickt in die Schale seiner hohlen Hand / ... / und liest: Januar 97. In Grüningen. / Nichts wie Schmerzen“. Das „selbst mit leid“ führte die klassisch-romantischen Dichter zur Vereinsamung. Gegen dieses dichtungskonstitutive Leid verspricht sich Gerhard Falkner keine Remedur, weder in einer rebellischen Tat, noch im Aufstand der Gefühle. Gleichwohl verschafft das Gedicht Erleichterung, nämlich durch „die kleine Liebe / zu den Worten“. Paradoxaerweise verleiht gerade diese radikale Selbstbeschränkung auf das Eigene und Innere den Gedichten ihre unterschwellig brodelnde, eruptive Kraft. Seinem Gehalt nach liefert der Band den Stoff für heftige Kontroversen, mit seiner imposanten Formvielfalt wird er selbst Gegner versöhnen. Mit so herausragenden und gedanklich vielschichtigen Gedichten wie „ach; der Tisch“, „mallarmé’sche leitern“ oder kleinen Perlen wie „Raum und Tau“ und „Geredeter Regen“ bestätigte Gerhard Falkner seinen Rang als einer der führenden Vertreter anspruchsvoller Gegenwartslyrik.

Primärliteratur

„so beginnen am körper die tage“. Künstlerbuch. Zusammen mit Johann Lorbeer. Nürnberg 1978.

„ich verlasse, julia, dein land“. Künstlerbuch. Zusammen mit Peter Kampehl. Nürnberg 1980.

„so beginnen am körper die tage. gedichte. und aufzeichnungen aus einem kalten jahr“. Darmstadt, Neuwied (Luchterhand) 1981. (= Sammlung Luchterhand 521).

„der atem unter der erde“. Darmstadt, Neuwied (Luchterhand) 1984.

„Berlin. Eisenherzbriefe“. Darmstadt, Neuwied (Luchterhand) 1986.

„silent rooms“. Künstlerbuch. Zusammen mit Ralf Kerbach. Berlin (Edition Malerbücher) 1987.

„wemut. gedichte“. Frankfurt/M. (Luchterhand) 1989.

„gebrochenes deutsch“. Künstlerbuch. Zusammen mit Horst Münch. Nürnberg (Verlag für moderne Kunst) 1989.

„materien“. Künstlerbuch. Zusammen mit Nora Matocza. Nürnberg (Edition Bateria) 1989.

„von der poesie“. In: „Proë. Gedichtanthologie“. (Enthält jeweils einen poetologischen Text und vier Gedichte von Gerhard Falkner, Bert Papenfuß-Gorek, Sascha Anderson, Thomas Kling, Stefan Döring, Peter Waterhouse und Durs Grünbein). Grafiken von A.R. Penck. Berlin (Galrev) 1992. S.6–10. Auch in: Über den Unwert des Gedichts. Hg. vom Literarischen Colloquium Berlin. Berlin (Aufbau) 1993. S.142–144.

„AM LIT. Neue Literatur aus den USA“. Hg. zusammen mit Sylvère Lotringer. Berlin (Galrev) 1992.

„Über die Schwierigkeit beim Lesen von ‚Gebrochenem Deutsch‘“. In: Tendenz Freisprache. Texte zu einer Poetik der 80er Jahre. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1992. (= edition suhrkamp 1675). S.46–51. Auch in: Über den Unwert des Gedichts. Hg. vom Literarischen Colloquium Berlin. Berlin (Aufbau) 1993. S.137–141.

„Über den Unwert des Gedichts. Fragmente und Reflexionen“. Mit Fotos von Renate von Mangoldt. Berlin (Aufbau) 1993. (= LCB Text und Porträt 12).

„seventeen selected poems. Ausgewählt und ins Amerikanische übertragen von Mark Anderson & Vier Portraits von Bernhard Prinz“. Zweisprachig. Berlin (edition qwert zui opü) 1994.

„Zukunftskrieg“. Künstlerbuch. Zusammen mit Horst Münch. Mönchengladbach (Museumsverein) 1996.

„X-te Person Einzahl. Gedichte“. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1996. (= edition suhrkamp NF 996).

„N.VIII“. Künstlerbuch. Mit farbigen Aquatintas von A.R. Penck. Berlin (Galerie Schultz) 1997.

„Der Quälmeister. Nachbürgerliches Trauerspiel“. Köln (DuMont) 1998.

„Alte Helden. Schauspiel und deklamatorische Farce“. Köln (DuMont) 1998.

„Budapester Szenen. Junge ungarische Lyrik“. Hg. zusammen mit Orsolya Kalász. Köln (DuMont) 1999.

„Endogene Gedichte. grundbuch“. Köln (DuMont) 2000.

„seventeen selected poems“. Zweisprachige Ausgabe. Auswahl und Übersetzung ins Amerikanische von Mark Anderson. Berlin (Galrev) 2002.

„Gegensprechstadt – ground zero“. Gedicht & CD. Musik von David Moss. Idstein (Kookbooks) 2005.

„Bruno. Eine Novelle“. Berlin (Berlin Verlag) 2008.

„Hölderlin Reparatur. Gedichte“. Berlin (Berlin Verlag) 2008.

„Pergamon Poems“. Gedichte. Aus dem Englischen von Mark Anderson. DVD. Idstein, Berlin (Kookbooks) 2012.

„Ignatien. Elegien am Rande des Nervenzusammenbruchs. Translated and, but rarely, transmuted, by Ann Cotten. Elegies at the edge of nervous breakdown“. Dt. und engl. Zusammen mit Yves Netzhammer. Hg. von Manfred Rothenberger. Fürth (Starfruit)/Nürnberg (Verlag für Moderne Kunst) 2014.

- „Apollokalypse. Roman“. Berlin (Berlin Verlag) 2016.
- „Romeo oder Julia. Roman“. Berlin (Berlin Verlag) 2017.
- „Schorfheide. Gedichte en plein air“. Berlin (Berlin Verlag) 2019.

Übersetzungen

- Grant Michaels:** „Tödliche Trüffel“. Übersetzung zusammen mit Nora Matocza. Berlin (Rotbuch) 1994. (= Rotbuch Krimi 97).
- Grant Michaels:** „Der mit dem Tod tanzt“. Übersetzung zusammen mit Nora Matocza. Berlin (Rotbuch) 1995. (= Rotbuch Krimi 1012).
- Grant Michaels:** „Maske für eine Diva“. Übersetzung zusammen mit Nora Matocza. Berlin (Rotbuch) 1996. (= Rotbuch Krimi 1053).
- Lavinia Greenlaw:** „Nachtaufnahmen. Gedichte in zwei Sprachen“. Köln (DuMont) 1998. (= DuMont Lyrik 1).
- Harry Whittington:** „Im Netz“. Übersetzung zusammen mit Nora Matocza. Köln (DuMont) 1999. (= DuMont Noir 4).
- Anne Carson:** „Glas, Ironie und Gott. Gedichte“. Übersetzung zusammen mit Alissa Walser. München (Piper) 2000.
- Russel James:** „Schlachtmusik“. Übersetzung zusammen mit Nora Matocza. Köln (DuMont) 2000. (= DuMont Noir 19).
- Ales Steger:** „Kaschmir. Gedichte“. Übersetzung zusammen mit Ales Steger. Wien (Edition Korrespondenzen) 2001.
- Laura Lippman:** „In einer seltsamen Stadt. Roman“. Hamburg (Rotbuch) 2002.
- Laura Lippman:** „Baltimore Blues. Roman“. Hamburg (Rotbuch) 2003.
- Tom Drury:** „Die Traumjäger. Roman“. Übersetzung zusammen mit Nora Matocza. Stuttgart (Klett-Cotta) 2008.
- Mark Z. Danielewski:** „Only Revolutions“. Aus dem amerikanischen Englisch von Gerhard Falkner und Nora Matocza. Stuttgart (Tropen) 2012.
- Tom Drury:** „Das stille Land. Roman“. Aus dem Englischen zusammen mit Nora Matocza. Stuttgart (Klett-Cotta) 2015.
- Tom Drury: „Grouse County“. Romantrilogie. Aus dem Amerikanischen von Gerhard Falkner. Stuttgart (Klett-Cotta) 2017.

Theater

„Alte Helden“. Uraufführung: Neues Stadttheater Bozen mit den Vereinigten Bühnen Bozen, 20.4.2001. Regie: **Jörg Neumann**.

Oper

„A Lady Di es. Eine Oper der verbrauchten Sprachen“. Libretto von Gerhard Falkner. Musik von Stefan Hippe. Uraufführung: Nürnberger Philharmoniker, Tafelhalle Nürnberg, 11.3.2000. Musikalische Leitung: Wolfgang Gayler. Regie: **Jasmin Solfaghari**.

Tonträger

„Apokalypse“. 8 CDs. Hamburg (OSTERWOLDAudio bei Hörbuch Hamburg) 2016.

Sekundärliteratur

Neidel, Heinz: „Durch vereiste Scheiben sehen“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 18. 10. 1981. (Zu: „so beginnen“).

Hartung, Harald: „Der schöne Widerstand des Gedichts. Lyrik von Marie-Luise Könneker und Gerhard Falkner“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8. 12. 1981. (Zu: „so beginnen“).

Hartung, Harald: „Den Winter aus der Sprache treiben. Die heftigen Bilder des Lyrikers Gerhard Falkner“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21. 4. 1984. (Zu: „atem“).

Neidel, Heinz: „Abgespeist mit Rauch“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 13. 5. 1984. (Zu: „atem“).

Herholz, Gerd: „„meine zunge spielt verrückt mit meiner muttersprache“. Über den Lyriker Gerhard Falkner“. In: Deutsche Volkszeitung/die tat, 5. 10. 1984. (Zu: „so beginnen“).

Bielefeld, Claus-Ulrich: „Zum Imbiß grüne Nudeln“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2. 4. 1986. (Zu: „Eisenherzbriefe“).

Herholz, Gerd: „Reisen in den Labyrinthen des Kopfes“. In: Deutsche Volkszeitung/die tat, 19. 9. 1986. (Zu: „Eisenherzbriefe“).

Neidel, Heinz: „Gerhard Falkner. Berlin“. In: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 1. 2. 1987. (Zu: „Eisenherzbriefe“).

Krechel, Ursula: „Letzte Ausfahrt, erste Krise“. In: Süddeutsche Zeitung, 10. 10. 1989. (Zu: „wemut“).

Maar, Michael: „Kains Schneemann. Gerhard Falkners staunenswerte Gedichte“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14. 11. 1989. (Zu: „wemut“).

Zenke, Thomas: „Krise. Über Gerhard Falkner“. In: Die Zeit, 8. 12. 1989. (Zu: „wemut“).

Sartorius, Joachim: „Einer im Tremens“. In: die tageszeitung, 2. 3. 1990. (Zu: „wemut“).

Jenny-Ebeling, Charitas: „Sprachverfallenheit“. In: Neue Zürcher Zeitung, 9. 3. 1990. (Zu: „wemut“).

Donahue, Neil H.: „The Poetry of Gerhard Falkner and the Lyrical Redemption of Language in the Eighties“. In: The Germanic Review. 1992. H.2. S.69–76.

Geisel, Sieglinde: „Poetische Nachrichten aus der Irritation“. In: Neue Zürcher Zeitung, 26./27. 4. 1992. (Zu: „Proë“).

Sartorius, Joachim: „Gerhard Falkner“. In: die tageszeitung, 1. 4. 1993 (Zum Abdruck von neuen Gedichten).

Donahue, Neil H.: „Through the Prism of the Prison. Gerhard Falkner’s Jack Henry Abbot Poems in the Context of New Historicism“. In: Orbis Litterarum. 1993. H.6. S.341–357.

- Grimm, Erk:** „Zwischen Sprachkörper und Körpersprache. Gerhard Falkners ‚wemut‘“. In: Sprache im technischen Zeitalter. 1993. H.128. S.456–468.
- Neidel, Heinz:** „Sinn und Form“. In: Nürnberger Nachrichten, 13.1.1994. (Zu: „Unwert“).
- Hinck, Walter:** „Pfennigbeträge für Weltleistung“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10.2.1994. (Zu: „Unwert“).
- Knodt, Reinhard:** „Über den Unwert des Gedichts. Gerhard Falkners Poetik zwischen Wertkonservatismus und Postmoderne“. In: Neue Rundschau. 1994. H.2. S.163–165.
- Michalzik, Peter:** „Das Gedicht ist ein Dreck“. Interview. In: Süddeutsche Zeitung, 9.8.1994. (Zu: „Unwert“).
- Donahue, Neil H.:** „Dollars and Sense/Das Gedicht, das Genicht“. In: Sprache im technischen Zeitalter. 1995. H.134. S.189–199. (Zu: „Unwert“).
- Bock, Hans Bertram:** „Lyrik reicht zum Verhungern“. Gespräch. In: Nürnberger Nachrichten, 9.8.1996.
- Kraft, Thomas:** „Kein Stein schwirrt auf Geheiß“. In: Süddeutsche Zeitung, 7./8.9.1996. (Zu: „X-te Person Einzahl“).
- Jentsch, Cornelia:** „Auserloren in der gegenwart“. In: Berliner Zeitung, 8.2.1997. (Zu: „X-te Person Einzahl“).
- Ashbery, John:** „Dichtung ist ganz einfach das, was vorhanden ist“. Gespräch. In: Frankfurter Rundschau, 31.10.1998.
- Donahue, Neil H.:** „Voice and Void. The Poetry of Gerhard Falkner“. Heidelberg (Winter) 1998. (= Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, 3. Folge, 157).
- Apel, Friedmar:** „Am Abgrund der Bühne“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12.2.1999. (Zu: „Alte Helden“ und „Quälmeister“).
- Dietschreit, Frank:** „Theatertreffen: Diven im Clinch“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 18.5.1999. (Zu: „Alte Helden“, Szenische Lesung).
- Thomsen, Henrike:** „Thom und Sam im Seniorenheim“. In: Berliner Zeitung, 18.5.1999. (Zu: „Alte Helden“, Szenische Lesung).
- Prokop, Clemens:** „Ihr Tod war ein Auto aus Deutschland“. In: Süddeutsche Zeitung, 13.3.2000. (Zu: „A Lady Di es“).
- Koch, Juan Martin:** „In abgegriffene Dramaturgien ausgewichen“. In: neue musikzeitung. 2000. H.4. (Zu: „A Lady Di es“).
- Drawert, Kurt:** „Minnesänger der Moderne“. In: Neue Zürcher Zeitung, 17.10.2000.
- Jentsch, Cornelia:** „Das Katasteramt und die Lyrik“. In: Frankfurter Rundschau, 18.10.2000. (Zu: „Endogene Gedichte“).
- anonym:** „A Lady Di es“. Erste Oper über den Tod der Prinzessin von Wales“. In: Kölnische Rundschau, 20.10.2000.
- Räkel, Hans-Herbert:** „Eine Furche durchs Gehirn ziehen“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12.12.2000. (Zu: „Endogene Gedichte“).
- Grimm, Erk:** „Berlin, eine Augentäuschung – Zur Prosa Gerhard Falkners“. In: Park. 2000. H.53/54. S.17–29. (Zu: „Eisenherzbriefe“).

- Grimm, Erk:** „Semiopolis. Prosa der Moderne und Nachmoderne im Zeichen der Stadt“. Bielefeld (Aisthesis). 2000. S.281–317. (Zu: „Eisenherzbriefe“).
- Kiefer, Sebastian:** „Sprechwiesenwachs“. In: Neue Deutsche Literatur. 2001. H.2. S.97–111. (Zu: „Endogene Gedichte“).
- Weinzierl, Ulrich:** „Südtiroler Urvernichtungswerk: Gerhard Falkners ‚Alte Helden‘“. In: Die Welt, 23.4.2001.
- Mair, Georg:** „Gespenster im Sprachgeflecht“. In: Theater der Zeit. 2001. H.6. S.41. (Zu: „Alte Helden“).
- Hagedstedt, Lutz:** „Die Tinte auf dem Totenschein“. In: Süddeutsche Zeitung, 14./15.7.2001. (Zu: „Endogene Gedichte“).
- Radlmaier, Steffen:** „Plädoyer für Poesie“. In: Nürnberger Nachrichten, 21./22.9.2002. (Zum Literaturpreis der IHK-Stiftung).
- Sartorius, Joachim:** „Rausch und Betörung“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17.1.2004. (Zu dem Gedicht: „Die Götter bei Aldi“).
- Bihusch, Elke:** „Der die Worte wiegt“. In: Süddeutsche Zeitung, 17./18.1.2004. (Porträt).
- Döring, Tobias:** „Schlaflos in Berlin“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24.10.2005. (Zu: „Gegensprechstadt“).
- Braun, Michael:** „Sing die Großstadt“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 6.11.2005. (Zu: „Gegensprechstadt“).
- Geist, Peter:** „Schönheit und Schrecken“. In: Freitag, 18.11.2005. (Zu: „Gegensprechstadt“).
- Maidt-Zinke, Kristina:** „Das Totemtier der Abwegigkeit“. In: Süddeutsche Zeitung, 24.6.2008. (Zu: „Bruno“).
- Dotzauer, Gregor:** „Der Dichter und das Biest“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 1.7.2008. (Zu: „Bruno“).
- Rüdenauer, Ulrich:** „Anrufung des großen Problembären“. In: Literaturen. 2008. H.7/8. S.72f. (Zu: „Bruno“).
- Halter, Martin:** „Der letzte Dichter brummt“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1.10.2008. (Zu: „Bruno“).
- Jessen, Jens:** „Der Bär ist eine Kuh ist ein Dichter“. In: Die Zeit, Literaturbeilage, November 2008. (Zu: „Bruno“).
- Hinck, Walter:** „Das gigantische Lied der Minne“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15.12.2008. (Zu: „Hölderlin“).
- Braun, Michael:** „Hyperion zum halben Preis“. In: Neue Zürcher Zeitung, 27./28.12.2008. (Zu: „Hölderlin“).
- Dotzauer, Gregor:** „In der Wortverbrennungsanlage“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 8.2.2009. (Zu: „Hölderlin“).
- Lehmkuhl, Tobias:** „Der Reiz der Sonderzeichen“. In: Süddeutsche Zeitung, 24.2.2009. (Zu: „Hölderlin“).
- Braun, Michael:** „Hyperion zum halben Preis“. Porträt. In: Badische Zeitung, 3.4.2009.

- Braun, Michael:** „Tumult aus Sprachen“. In: Stuttgarter Zeitung, 3.4.2009. (Zu: „Hölderlin“).
- Fronz, Hans-Dieter:** „Freie Tage bei den Göttern“. In: Badische Zeitung, 4.4.2009. (Zum Peter-Huchel-Preis).
- Frömmig, Peter:** „Mit Erfolg auf Konfrontationskurs“. In: Kultur Joker. 2009. H.4. (Zum Peter-Huchel-Preis).
- Dotzauer, Gregor:** „Karthago wurde auch nicht an einem Tag zerstört. Der Dichter Gerhard Falkner und der Videokünstler Reynold Reynolds erinnern an den Palast der Republik“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 15.8.2011.
- Dotzauer, Gregor:** „Shannohie, wäy däa scho doddstäyd. Mundart und Mentalität. Gerhard Falkner untersucht in seinem Gedichtband ‚Kanne Blumma‘ die Geheimnisse des Fränkischen“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 11.11.2010.
- Seibt, Gustav:** Pergamon Poems. Klassische Gedichte von Gerhard Falkner auf Youtube“. In: Süddeutsche Zeitung, 7./8./9.4.2012.
- Hirmer, Simone:** „Übers Herein und Heraus. Der Dichter Gerhard Falkner zu Gast an der Erlanger Uni“. In: Süddeutsche Zeitung, 18.7.2012.
- Schukowski, Stefan:** „Re-minding the gap. Gerhard Falkners Pergamon Poems – textuell und visuell“. In: poetenladen.de, 14.4.2012.
- Seibt, Gustav:** „Marmorjubiläum“. In: Süddeutsche Zeitung, 19.9.2012. (Zu: „Pergamon Poems“).
- Hartung, Harald:** „Wie viele Gigabyte hat dieser Fries? In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4.10.2012. (Zu: „Pergamon Poems“).
- Kerschbaumer, Sandra:** „Das leise Lied der Skater“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2.3.2013. (Zu dem Gedicht: „Aldi Bumm Baldi“).
- Krüger, Karen:** „Ich sehe was, was du nicht siehst“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24.5.2013. (Über Falkner und Jim Rakete in Istanbul).
- Braun, Michael** (Hg.): „Gerhard Falkner“. TEXT + KRITIK. 2013. H.198. (Mit Beiträgen von Michael Braun, Ann Cotten, Gregor Dotzauer, Peter Geist, Norbert Hummelt, Cornelia Jentzsch, Norbert Lange, Christian Lieb, Sabine Peters, Steffen Popp, Hans Thill und Jan Wagner).
- Braun, Michael:** „Gepiercte Engel“. In: Neue Zürcher Zeitung, 7.2.2015. Auch in: Badische Zeitung, 2.5.2015. (Zu: „Ignatien“).
- Magenau, Jörg:** „Welches Tier soll ich denn anschreien?“. In: die tageszeitung, 13.2.2015. (Zu: „Ignatien“).
- Braun, Michael:** „Poesie am Rande des Nervenzusammenbruchs“. Gespräch. In: Volltext. 2015. H.1. S.31–33. (Zu: „Ignatien“).
- Schluttenhofer, Tobias:** „Im Treiben der Fragmente. Der Große Fries des Pergamon-Altars bei Peter Weiss und Gerhard Falkner“. In: Marion Preuss (Hg.): Zeitgedanken. Beiträge zur Literatur(Theorie) der Moderne und Postmoderne. Berlin (Bachmann) 2015. S.153–170.
- Höbel, Wolfgang:** „Geile Zeit“. In: Literatur-Spiegel, September 2016. (Zu: „Apollokalypse“).

- Bisky, Jens:** „Teufel mit roter Harfe“. In: Süddeutsche Zeitung, 3./4.9.2016. (Zu: „Apollokalypse“).
- Gutmair, Ulrich:** „Die zweitfeste Wirklichkeit“. In: die tageszeitung, 7.9.2016. (Zu: „Apollokalypse“).
- Person, Jutta:** „Kein Glück ohne Verbote“. In: Die Zeit, 15.9.2016. (Zu: „Apollokalypse“).
- Jungen, Oliver:** „Reise ins Zentrum der Nacht“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29.9.2016. (Zu: „Apollokalypse“).
- Ebel, Martin:** „Sex, Crime und die bohrende Frage nach der Identität“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 10.10.2016. Auch in: Die Welt, 15.10.2016. (Zu: „Apollokalypse“).
- Braun, Michael:** „Dionysos kämpft im Dickicht der Städte“. In: Neue Zürcher Zeitung, 19.10.2016. (Zu: „Apollokalypse“).
- Magenau, Jörg:** „Sex, Drugs und Selbstauflösung“. In: Falter, Bücher-Herbst, Oktober 2016. (Zu: „Apollokalypse“).
- Werneburg, Brigitte: „Kein Schwanz ist abgelutschter“. In: die tageszeitung, 14.12.2016. (Zu: „Apollokalypse“).
- Braun, Michael: „Gerhard Falkner: Poesie am Rande des Nervenzusammenbruchs“. Gespräch. In: Ders.: „Die zweite Schöpfung. Poesie und Bildende Kunst“. Heidelberg (Wunderhorn) 2016. S.39–50.
- Schlodder, Holger: „Selbstfindung und Selbstverlust“. In: Mannheimer Morgen, 17.1.2017. (Zu: „Apollokalypse“).
- Schmid, Florian: „Auf der Suche nach dem Ich“. In: neues deutschland, 2.3.2017. (Zu: „Apollokalypse“).
- Sommer, Anne: „Matrix Berlin. Das zerfallene Ich in Gerhard Falkners ‚Apollokalypse‘“. In: Kritische Ausgabe. 2017. H.32. S.47–50.
- Magenau, Jörg: „Eine Fremde in der Badewanne“. In: Süddeutsche Zeitung, 19.9.2017. (Zu: „Romeo“).
- Fronz, Hans-Dieter: „Zwischen Prado und Prada“. In: Stuttgarter Zeitung, 26.9.2017. (Zu: „Romeo“).
- Porombka, Wiebke: „Diese langen schwarzen Haare“. In: Die Zeit, 28.9.2017. (Zu: „Romeo“).
- Schulte, Bettina: „Ein Schriftsteller lebt gefährlich“. In: Badische Zeitung, 30.9.2017. (Zu: „Romeo“).
- Seidler, Ulrich: „Gut in Form“. In: Berliner Zeitung, 30.9./1.10.2017. (Zu: „Romeo“).
- Höbel, Wolfgang: „Selten verlegener Erotomane“. In: Literatur-Spiegel, Oktober 2017. (Zu: „Romeo“).
- Bucheli, Roman: „Frauen am Rande des Irrsinns“. In: Neue Zürcher Zeitung, 4.10.2017. (Zu: „Romeo“).
- Teutsch, Katharina: „Dieses schamlose Obst“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4.10.2017. (Zu: „Romeo“).

- Kohler, Michael: „Verführer und Verführte“. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 6. 10. 2017. (Zu: „Romeo“).
- Schlotter, Holger: „Überwältigt vom Wort-Erotiker“. In: Mannheimer Morgen, 6. 10. 2017. (Zu: „Romeo“).
- Gutmair, Ulrich: „Der Einbruch des Realen, ein Wink der Götter“. In: die tageszeitung, 7./8. 10. 2017. (Zu: „Romeo“).
- Blum, Thomas: „Wie irische Wiesen“. In: neues deutschland, 9. 10. 2017. (Zu: „Romeo“).
- Pohl, Ronald: „In einer Wolke von verpufftem Sex“. In: Der Standard, Wien, 9. 10. 2017. (Zu: „Romeo“).
- Lieb, Constantin / Hermann Korte / Peter Geist (Hg.): „Materie: Poesie. Zum Werk Gerhard Falkners“. Heidelberg (Winter) 2018. (= Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 378).
- Gärtner, Stefan: „Krawehl, zweifrei“. In: neues deutschland, 20. 5. 2019. (Zu: „Schorfheide“).
- Braun, Michael: „Signifikante Libellen“. In: Badische Zeitung, 1. 6. 2019. (Zu: „Schorfheide“).
- Magenau, Jörg: „Im stillen Gelände“. In: Süddeutsche Zeitung, 5. 6. 2019. (Zu: „Schorfheide“).
- Schulz, Tom: „Hinter der Wildnis ruft die Stadt“. In: Neue Zürcher Zeitung, 21. 6. 2019. (Zu: „Schorfheide“).
- Otte, Carsten: „Suppe für die Frauenhelden“. In: die tageszeitung, 24. 7. 2019. (U.a. zu: „Schorfheide“).

Alle Rechte vorbehalten. © edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG und Munzinger-Archiv GmbH, Ravensburg

Originalquelle: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, Stand: 01.08.2019

Quellenangabe: Eintrag "Gerhard Falkner" aus Munzinger Online/KLG – Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur
URL: <https://online.munzinger.de/document/16000000137>
(abgerufen von Verbund der Öffentlichen Bibliotheken Berlins am 10.10.2024)